

# Köbeli : autobiographische Skizze [Fortsetzung]

Autor(en): **Gassmann, A.L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatkunde Wiggertal**

Band (Jahr): **18 (1957)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-718436>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Köbeli

Autobiographische Skizze

A. L. Gassmann, Vitznau

## II.

### *Im Seminar — Meister Joseph Schildknecht*

Köbeli im Seminar! Ja wahrhaftig, denke dir, Köbeli, der's doch so dick hinter den Ohren hat! Kann das sein? Ja, er will Lehrer werden. Ha ha ha, der Spitzbube, der Lausbube! Wer hätte das gedacht? Nun, wir wollen sehen, was da heraus kommt. Wenn gut, dann à la bonne heure. Wenn schlecht, muss er's selber tragen. Also auf gut Wohl!

Und was das Beste ist: Aus eigenem Antrieb! Wie er sich im Lehrerseminar angemeldet, spannt er schon seine Fäden. Auf ein Inserat in der Zeitung meldet er sich nach Romont, ins Französische. Der alte oder der junge Grötsch in Knutwil soll ihn Geige spielen lernen. Alles ist schon in Ordnung. Ein wandernder deutscher Student wird ihm rasch die Anfänge der Kurzschrift beibringen.

Und alle seine Pläne fielen ins Wasser! Strebend hatte Köbeli sich bemüht — vergebens. «Unnötig ins Welschland zu reisen vor dem Eintritt ins Seminar», so erklärten die H. H. Pfarrer Bitzi in Uffikon und Seminardirektor F. X. Kunz in Hitzkirch, dem ersterer geschrieben. Weiter: «Kein Geld für eine Geige», sagten der ältere Bruder Seppi und der gute Vater, der kurz vorher wieder ein Stück Land gekauft und als Waisenvogt immer ein paar Fünfliber für die Armen bereit halten musste. Endlich: «Die Stenographie sei sowieso nur für die Zeitungsleute und komme für Köbeli überhaupt nicht in Betracht». Siehst du, lieber Leser: Ueberall fehlte das Verständnis.

Schon früh musste Köbeli die Welt kennen lernen und oftmals weinte er bei der lieben Mutter in der Küche draussen.

Und alles dieses wäre Köbeli im Leben zugut gekommen; das hat er bald eingesehen, aber es nicht mehr gut machen können. Vom Frühling bis

im Herbst hiess es wieder im Moos Torf stechen und stöcklen und auf dem Feld mit den Brüdern und Knechten raxen. Konnte er frühmorgens wieder einmal mit den Schafen ausziehen, so war ihm das eine grosse Freude, denn er konnte dann irgend an einem Strassenborde halb träumend vergessen, was er in jungen Tagen schon an Leid erfahren musste — der gute Köbeli.

Endlich kam der Tag des Abschieds vom «*Duggelhof*»; es war der 8. Weinmonat 1892. Die Mutter weinte in der Küche draussen, und der Vater stand hinter einem Apfelbaum und blickte gegen den Hürnbach hinunter. Die Quellbäche von Wohlen und der Erlen her, vom fischreichen Mühlebach ab dem Rötler und dem Duffloch rauschten, als Köbeli mit einem Handköffcherchen an der Dorfkapelle vorbei durch den Hubel über den Berg nach Wauwil schritt. Ihm war's eigenartig zumute. Gerne hätte er auf der Höhe übers Dorf hinweg einen Jauchzer ertönen lassen, aber er besann sich, da er nicht wusste, was da kommen mochte und ging fürbass den Berg hinunter. Von weitem hörte er schon die Zentralbahn nahen, und «was gisch was hesch» pürzelte er über Wies und Hag der Station zu, damit er ja nicht den Zug verfehle.

Köbeli kannte von den Märkten her die ganze engere Umgebung, wie Sursee, Zofingen aus dem ff, dann auch Olten und Willisau. Recht viel kam er auch ins Suhrental hinüber, aber bis jetzt nur einmal nach der Leuchtenstadt Luzern. Und das warum? Der Vater musste eines Augenleidens halber zum Spezialarzt und damit er sich sicher untersuchen — der einfache Bauer hatte Angst vor dem Arzt — und zudem einmal photographieren lasse — wir hatten noch kein Bild von ihm —, musste der kleine Köbeli mit. So wollte es die Mutter haben. Da alles gut und schmerzlos vorüber ging, gab's in den «Metzgern» ein währschaftes Zobig, und dann ging's durch die Allee und die lange Stiege hinauf zur Hofkirche, wo punkt 6 Uhr für die Fremden das grosse Orgelkonzert des Virtuosen F. J. Breitenbach begann. Mein Vater wollte mir damit eine grosse Freude machen. Hei, wie chruselte es da mir über den Rücken hinauf! Ich war mich von Uffikon her an das ländliche Spiel des Organisten Pfäffli gewohnt und hatte immer Freude daran, besonders wenn seine zwei Töchter mit ihren vollen, kräftigen Stimmen dazu so schön sangen. Das streng motivische, gelehrte Spiel des Herrn Breitenbach in seinen klassischen Vorträgen war mir etwas ganz Neues. Ich stellte die Ohren wie ein wilder Hase im Gebüsch, um vielleicht doch etwas für mich zu kapern. Zu Ende des Konzertes kam das damals obligate «Gewitter». Herrschaft, wie das donnerte, dröhnte und blitzte von der Orgel herab! Eine gewisse Angst beschlich mich, und ich zupfte den Vater am Aermel, doch ja die Kirche zu verlassen. Allein er winkte ab und sprach mir zu, hübsch stille zu sein. Nun kam der Schlusseffekt: ein starker Regen mit Hagel vermischt prasselte nieder (wird durch Fallenlassen von Bohnen oder Erbsen auf ein grosses Trommelfell täuschend dar-

gestellt). Jetzt war ich nicht mehr zu halten und in Eile nahm ich das Hütchen und wollte die Kirche verlassen. Etwas ungehalten zerrte mich der Vater wieder in die Bank hinein. Ich rief ihm halblaut zu: «Ghöret ihr de nid wie's blitzt, rägnet und haglet? I goh use, und Vater, meer hend jo nidemol e Rägeschirm bi-n-is? Ihr müend weidli eine go chauffe. Chömet ihr der doch au! Hei, hei, us der Stadt use!» Lachend sprach mir der Vater zu: «Dumme Bueb du, es rägnet jo nume-n-uf der Orgele obe und deet nid emol rächt. Meer bruche ke Schirm. Jetz hock emol ab und bisch schön ruehig». Das «Gewitter» legte sich und das «Gebet nach dem Sturm» hörten wir andachtsvoll an. Dann verliessen wir mit dem vielen Volk die herrliche Hofkirche. Draussen war das schönste Herbstwetter und der letzte Sonnenstrahl verklärte übers Eigental hin die zackigen Hänge des Pilatus.

Also fuhr nun Köbeli zum zweiten Mal nach Luzern. Uebers Wauwilermoos hinweg sah er nach Ettiswil in die kleine Ebene gen Willisau hinauf. Dort hatte er anno 1888 von Herrensöhnchen geritten, zwei wunderschöne Araberli gesehen und die wollten ihm nicht mehr aus dem Kopf. Er schwärmte beim Vater und den Kameraden von diesen artigen Tierchen, aber des Waisenvogts Geld langte in Gottes Namen nicht, auch nur ein «Pommerli» anzuschaffen. «Das wäre doch etwas anderes als so ein «Torbeschlepper», auf dem man in die Schmiede nach Knutwil ohne Sattel reiten müsse», meinte Köbeli.

Dann kamen der fischreiche Mauensee mit der stolzen Burg, der Surseewald, das liebe, heimelige Städtchen und der langgestreckte Sempachersee, wo einst in einem kalten Winter ein Buchser buchstäblich «gständlige» eingefroren sein soll.

Auf dem Bahnhof in Luzern angekommen, traf ich gleich auf dem Trottoir drei Jungburschen, die langsam und bedächtig durch die Hallen schritten. Ich musterte sie von oben bis unten und dachte gleich: Die wollen auch ins Seminar zur Aufnahmeprüfung. Ich sprach sie an und richtig: Es waren drei wackere Entlebucher, Anton Bucher und Josef Glanzmann von Marbach, sowie J. Krummenacher von Escholzmatt. Bald entspann sich ein köstlich Gespräch, das ich den Lesern nicht vorenthalten möchte und das mir später der Weggiser Kollege Anton Bucher in den Schulpausen oftmals unter die Nase rieb:

*Köbeli:* Sägid, wäiht ihr öppen au is Seminar abe?

*Entlebucher:* Ja, bim donggersgschiess, mer hends im Sinn. En anderi Frag isch, öb sie eus chönne bruuche? (Stille).

*Köbeli:* Wemmer darf froge, wohär, sägid, chöme egetli die Burste?

*E.:* Us-em Aentlibuech, do hinden vöre. Dää vo Äschlismatt und heisst Chrummenacher und meer zwee Buecher und Glanzme vo Marbach, hert am Bärnerbiet a.

K.: So, so, us-em Äntlibuech, deet wiit hinde vöre? Wird doch nid si? Bim schöne Wätter g'sehn mer alle im Wiggertal unde nume s'Anziloch am Napf hinde, deet wo die wüeste Wätter härchöme, Blitz und Hagel. Bim Tüüfel, bim Tüüfel, do hinde isch's gwüss nümme ghür? Glaubid's nume . . . (Stille). He? He? — Jez aber, was mache eui Häppere? Sind sie bald riif? He? He? Gänd au Antwort, Burste? He? Hend ihr keni Müüler?

E.: D'Häppere? D'Häppere? Was isch das d'Häppere?

K.: He? D'Häppere?? Jä, wüssid ihr nidemol, was das isch: d'Häppere? Do sägi aber nümi. Ehooi, Buebe! Ehooi! Jo, do gseht mer bim Eickerli scho, ass ihr Äntlibuecher sind, do wiit hinde vöre chömid. Ehooi!

E. (böse): Und du e Gäuer, du Löö! Gäll?

Nach diesem kurzen Intermezzo ging's aber doch gemeinsam zu einem Bierli ins Bahnhof-Restaurant, wo die Entlebucher und der Gäuer sich wieder versöhnten. Und dann zur Bahn nach dem Seetal! Daseinsfroh sassen wir nebeneinander, andere gesellten sich zu uns, und gemeinsam harreten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Schon andern Tags wehte eine kalte Luft. Die helle, verklärte Welt der ersten Jugend schien endgültig dahin zu sein. In allen Ecken standen die Neulinge herum und gönnten sich gegenseitig kaum ein Wort. Ich war froh, den grossen Koffer nicht auf die Bahn nach Sursee spediert zu haben und sehnte mich darnach, wieder heimzukehren. Aber als das Resultat der Aufnahmeprüfung andern Tags verkündigt wurde, gehörte ich nicht zu den Glücklichen, die wieder packen konnten. Wohl nur knapp langte es mir, aufgenommen zu werden. Niedergeschlagen zog ich mich in eine Ecke des Studiersaals zurück und schrieb der bekümmerten Mutter daheim ungefähr folgendes Briefchen:

Hitzkirch, im Weinmonat 1892

Liebe Mutter!

Bin angenommen — aber schon gehörig unter der Knute! In allen Ecken stehen wir arme Sünder herum. Kein freundliches Gesicht, kein freundliches Wort! Es ist «wie wenn alli Suurampfele gfrässe hätte». Die Aelteren, die erst heute Abend angekommen, sagen dem Herrn Direktor nur «der Alt», und das ist doch nicht schön, es ist ein Geistlicher. Aber wenn es so weiter geht, verstehe ich es. Also fest im Zügel, hinter Schloss und Riegel! Mutter, liebe Mutter, leb wohl, ob ich es wohl aushalte?

Beste Grüsse

Köbeli

Am folgenden Tag war die Prüfung in Musik und Gesang. Die drei Entlebucher und ich rückten gemeinsam an. Der Musiklehrer spielte auf dem Flügel und liess uns eine Weile warten. Dann erhob er sich und rief den Grössten ans Instrument. Es war Anton Bucher, der spätere gewissenhafte und ausgezeichnete Lehrer an der Oberschule Weggis, mehrjähriger Präsident der Kantonalen Lehrerkonferenz und gut versierter heimatlicher

Schriftsteller. Und der erfuhr eine böse Abfuhr! Die Töne, die der Examinator zur Prüfung des Gehörs und der Stimme auf dem Flügel angab, gingen bei Anton total fehl; nur ein schwaches Kinderstimmchen war vernehmbar, zudem falsch, so dass der Musiklehrer beleidigt mit beiden Händen an die Ohren griff. Auch ein Lied, das Anton singen sollte, zeitigte das gleiche Resultat. Heftig fuhr der Lehrer den grossen, starken Burschen an: «Und du willst Lehrer werden? Wie kommt das heraus? Weisst, was Martin Luther sagt: Ein Schulmeister, der nicht singen kann, den schau ich gar nicht an! Und du hast weder Stimme noch Gehör! Sitz! Wie musste das dem strebsamen Zögling weh tun, nachdem er tags zuvor in fast allen Fächern mit der ersten Note an der Spitze stand?

Dann kam Josef Glanzmann dran und der Lehrer machte bald eine zufriedene Miene. «Das ist gut», sagte er, «aus dir kann was werden». Und er bewährte sich als Lehrer und Organist später ausgezeichnet, starb aber leider verhältnismässig früh. Als dann Krummenacher von Escholzmatt antrat und geprüft wurde, rief er ihm zu: «Du bist ein musikalisches Rätsel, etwas Stimme hast, aber mit dem Gehör steht es schlecht. Ich weiss nicht, wo man dich hintun soll». Auch dieser Kollege, der in den Fremdsprachen merkwürdige Marotten hatte und in seinem Pult über eine grosse Sammlung Fremdwörterbücher verfügte und jedem Mitschüler gerne Auskunft gab, starb in Escholzmatt, tief betrauert, in jungen Jahren. Nun war's endlich am Buchser Köbeli! Nachdem er das wunderschöne Vorspiel auf dem Flügel gehört und aufmerksam alles verfolgt, was so ein Musiklehrer tun müsse, um seine zukünftigen Zöglinge zu erproben, fasste er eine heimliche Liebe zu dem grossen Meister. Auf den Stockzähnen lachend, trat das schüchterne Bürschchen ihm näher. Lustig was da vorging:

*Schildknecht:* Und woher bist du, Kleiner?

*Köbeli:* Vo Buchs, Herr Profässer, im Wiggertal. 's isch nume es chliis Dörfli, aber mit-ere schöne Kapelle mitts drin uf-eme Hübeli obe.

*Sch.:* Bursche, sprich schriftdeutsch. Ich versteh es nicht oder nicht gut.

*K. (zaghaft):* Von Buchs bin ich, wo ein schönes Kirchlein auf einem Hügel steht.

*Sch.:* So, das ist recht, aber das Kirchlein geht mich nichts an. Die Hauptsache ist, dass du ein gutes Gehör hast und singen kannst. Das wird sich bald zeigen. (Nun musste ich verschiedene hohe und tiefe Töne treffen, bald verzwickte Intervalle und zuletzt eine Durtonleiter singen. Letztere musste ich wiederholen und sang mit ungebrochener Stimme dem verblüfften Lehrer bis ins hohe c hinauf.)

*Sch.:* So, das ist recht. Du machst mir Freude. Und jetzt singe mir noch ein schönes Lied, Kleiner.

*K. (der bereits gemerkt, dass er's mit dem Lehrer gewonnen):* Jä, Herr Profässer, i ha i de Schuel, i de Sekundarschuel z'Dammerselle unde nume

müesse zweuti Stimm singe, ke rächti Melodie, und i de Primarschuel z'Buchs hem-mer nume Rächne, Schriebe und Läse gha. De Lehrer hed nid chönne singe; är heig's nie glehrt.

*Sch.*: Bube, ich habe dir schon gesagt: Sprich schriftdeutsch. Als Lehrer musst auch du das lernen, verstehst? Und jetzt singe mir ein Lied, ich muss das haben.

*K.*: Herr Profässer, i ha-n-ihne scho gseid, ich cha-n-e keis, und die zweut Stimm tönt au gar nid schön ellei.

*Sch.* (erregt): Und jetzt heraus damit, Bube! Ein Lied wirst du sicher können. Sonst fahr ich aus der Haut!

*K.* (studierend).

*Sch.* (erregter): Und ich sag's zum letzten Mal. Heraus damit, Bube!

*K.* (beginnt frisch zu singen):

Wo wird sie sein, wo wird sie wandern?  
Wo wird mein Herz am liebsten sein?  
«Vielleicht sitzt er bei einer andern  
und lässt sein Liebchen ganz allein?»  
Refrain: So ganz allein, so ganz allein!  
und lässt sein Liebchen ganz allein!

*Sch.* (erregt): Was singst denn du da für dummes Zeug? Ein richtiger Bube! So was sollte dir nicht über die Lippen kommen, hörst?

*K.* (unschuldig): Herr Profässer, worum nid? D'Nachtbuebe singid alle das uf der Stross. Und wenn i de verwached bi, ha-n-is im Bett inne au noglüürlet . . .

*Sch.* (erregter): Bube, das darfst du nicht, darfst du nicht! Ich sag es dir und verbiete es dir! Hörst? Und jetzt singe mir ein anderes, schönes Lied, das jedermann hören darf?

*K.* (sofort einsetzend):

Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier.  
Im Röseligarte, da will i dir warte,  
im grüne Chlee, im weissen Schnee . . .

*Sch.* (noch erregter): Bube, jetzt geht mir aber doch die Geduld aus! Woher hast du dieses Lied? Gewiss auch von den Nachtbuben . . . ?

*K.* (in voller Unschuld): Eijo! Eijo! Und do hends meer uf-em Moos usse au gsunge und gwüss nüd Bös derbi dänkt. Au lustig derzue gholet!

*Sch.* (ungeduldig): Was ist das schon wieder: Lustig derzue gholet? Das verstehe ich nicht. (Er schüttelte den Kopf). Nun genug, genug, und die Schulmeister sollte man alle zum . . . ! In der Schule wird nicht gesungen,

dafür holt man die Lieder von der Gasse, zum Teufel, pfui Teufel! Und jetzt: spielst du auch ein Instrument? Aber rasch, Bube, rasch!

*K.* (gemütlich): Eh, es chliis Handorgeli ha-n-i deheim und zweui oder drüü Muulorgeli . . . Eis hani g'schänkt übercho.

*Sch.* (ungeduldig): Ist das alles? Alles? — Dann tretet ab, ihr Buben und die andern sollen herein kommen. Schrecklich, schrecklich! Ein böser Anfang, wie wird das enden? Fürwahr die Naivität auf dem Gipfel!

Und d e r sich der zwei Volkslieder halber so aufregte, dieser Musikdirektor *Joseph Schildknecht*, wurde bald mein liebster Lehrer, mein Trost in düstern Seminartagen und später im Leben draussen mein Führer und Wegweiser. Diesem unvergesslichen Mann, der im Unterricht bei seinen Schülern eine seltene Durchschlagskraft besass, habe ich alles, alles zu verdanken. Meister Schildknecht war ein pädagogisch-methodisch-musikalisches Genie! Und da ich nach wenig Jahren auch zur Musik übersattelte, wird der verehrte Leser begreifen, dass ich an dieser Stelle in der Hauptsache von ihm spreche. Es ist ja sowieso nicht möglich, und auch der Raum der «Wiggertaler Heimatkunde» verbietet, hier alles auszuplaudern, was damals 1892—1896 im Lehrerseminar Hitzkirch vorgefallen ist. Nun, eine «Blütenlese» wird möglich sein.

In den ersten Seminartagen und Monaten mussten wir schwer durch den Knüttelwald. Jene «von hinterm Berg», wozu auch Köbeli mit seiner schwachen Vorbildung gehörte, mussten das doppelt spüren. Deutsch (besonders Grammatik), Französisch, Geschichte, kurz fast alle Fächer machten Köbeli soviel Kopfzerbrechen, dass er seiner Mutter heimschrieb, er könne es nicht mehr länger aushalten, lieber Torf stechen und Längholzfuhrwerken! Allein es hiess, das Provisorium absolvieren, und als dieses vorüber war: endgültig hinter den Mauern bleiben. Für Köbeli ein fast vernichtender Urteilsspruch! In grosser Trauer über die Tagesereignisse — Strafaufgaben, dass die Rippen krachten! usw. — zogen sich die Wiggertaler und Hinterländer am Abend in die finstere Turnhalle zurück und sangen, sangen Arm in Arm ihre vielen Naturlieder. Damit vergassen die «armen Sünder» für eine Weile den Jammer des Tages, der oft zentnerschwer auf ihnen lag. Hunkeler Badi, der drollige, von Fischbach, war es, der immer ein gemütliches Liedlein zu singen oder einen lustigen Spass zu erzählen wusste. Dann war die ganze Sippschaft wieder ein Herz und eine Seele, bis die Glocke zum Studium oder zum Nachtgebet läutete. Ja, nur d e r lebt wirklich, der Musse hat. Wenn auch das geistige Vitamin fehlt, so entschädigt der innere Reichtum überall dort, wo der Volksgeist sich poetisch oder melodisch ausspricht.

Wie schon angetönt, die lebensfrohe Aufgeschlossenheit, die der Jugend so sehr zugetan, fehlte. Freilich Lehrer und Schüler müssen sich erst gegenseitig anpassen, die kleinen und grössern Konflikte zu überbrücken suchen,



nur dann blicken die Sonnenstrahlen hie und da durch die düstern Wolken. Ist das nicht der Fall, nehmen bald die einten oder andern von einzelnen Professoren Abstand, verlieren das Zutrauen und die Missverständnisse sind da, was in einer Gemeinschaft nicht vorkommen sollte.

Es steht mir nicht zu, hier Urteile zu fällen, und ich habe es auch nie öffentlich getan, auch dann nicht, als nach Weggang vom Seminar unsere Klasse von einer Seminarkommission im Auftrage der kantonalen Behörde aufgefordert wurde, eine Reihe von Fragen über unsere Professoren zu beantworten. Es steht doch einem Schüler nicht zu, nachträglich über seine Lehrer zu Gericht zu sitzen. Nur Seppi Wüest, mit dem ausgesprochenen Rechtssinn stellte sich — und dieses mannhaft.

Kehren wir also wieder zu *Meister Schildknecht*, dem Idealtyp eines ausgezeichneten Musiklehrers zurück. Bachgelehrt vom Deutschen her (Regensburg und Freiburg, wo er die Musikschulen besucht hatte), durchgeistigte er mit zäher Willenskraft den Unterricht. Wenn er bei einem Schüler wirklichen Musiksinn entdeckte, so suchte er diesen zu entflammen und den Jungen für die Feiertagsprache, die hehre Musik, zu gewinnen. Wenn irgendwo, so gilt bei ihm das sinnige Wort des Pädagogen: «Man erzieht nicht mit dem, was man weiss, sondern mit dem, *was man ist!*» Ein lebendiges Vorbild der Tatkraft und dazu eine starke, edle, christliche Seele!

Wer musste nicht Vertrauen zu ihm fassen und für die schöne Kunst der Musik hingerissen werden? Ich erinnere mich an die *erste Geigenstunde*, da er im Musikzimmer auf- und abschrift und in einer prächtigen Kantilene seinen Gefühlen freien Ausdruck gab. Still sassen wir auf den Ruhebänken und bewunderten das seelenvolle Spiel. Keiner regte sich. Wir waren Aug' und Ohr für den grossen Meister. Endlich legte er seine Geige ab, schaute uns scharf fixierend an und rief mit grosser, starker Stimme: «Und das, ihr Burschen, müsst ihr lernen! Für das seid ihr hierhergekommen. Ein prächtiges Instrument, diese Violine, aber Uebung, Uebung braucht's wie bei keinem andern Instrument! Merkt euch das!» Und nun begann das erste Spiel; nur zähe ging's vorwärts und es kostete manchen Schweisstropfen. Wie reute es mich, nicht schon damals begonnen zu haben, als der alte Pfäffli von Uffikon mit seiner Violine in Buchs über die Türschwelle in unsere Schulstube schritt, oder dann kurz vor dem Seminareintritt, als der greise Grötsch in zerrissenen Hosen mir in Knutwil ein Gsätzlein vorfiserlete? In heller Begeisterung hielt ich in der Küche draussen der Mutter an — vergebens. Es musste nicht sein. Schicksal!

Wie ich auf allen Saiten spielen konnte — auf die G-Saite hinüberlangen machte uns grosse Schwierigkeiten — probierte ich das Lieblingslied der Buchser Nachtbuben «Wo wird sie sein, wo wird sie wandern» in Noten festzuhalten. Dieses stand in keinem Buch und wurde damals nur in meinem Heimatdörfchen gesungen, ist also ein Erzeugnis dieses Naturvölkchens (wie

auch das Weihnachtslied «Es ist für uns eine Zeit angekommen, es ist für uns eine grosse Gnad'»). Das gab mir als Anfänger im Violinspiel viel zu schaffen. Aber auch die kleinen Veränderungen in den einzelnen Strophen mussten her. Zu diesem Zweck notierte ich auf der letzten Seite des bereits angelegten «Tanzbüchleins» jede Strophe mit grosser Ueberschrift und darüber die Taktstriche und Noten. Als ich damit fertig war, zeigte ich das Lied singend meinen Kameraden und auch sie hatten Freude daran. *Das war meine erste Aufzeichnung eines Volksliedes.* Sorgfältig hütete ich diese bis auf den heutigen Tag. Aber die Geschichte dieser Erstaufzeichnung ist nicht fertig. Als es Professor Schildknecht zu Ohren kam, dass wir Tänze fiserleten, ein- und zweistimmig, überraschte er uns einmal im Studiersaal und sah auf der hintersten Seite des Büchleins eben dieses Lied, gross überschrieben: *Volkslied.* Barsch fuhr er mich an, was das wieder zu bedeuten habe? Ich sagte ihm «in aller Unschuld», das sei jetzt eben das Nachtbubenlied, das ich ihm bei der Aufnahmeprüfung vorgesungen, und ich werde später, wenn ich es könne, noch eine zweite Stimme dazu schreiben — wie das Volk es eben singe! Unterdessen waren meine Violinkameraden verduftet und Meister Schildknecht lief empört davon. Aehnliches passierte mir, als ich aus lauter Heimweh in den Tagen vor Weihnachten in der dritten Klasse das heute soviel verbreitete «Heilige Nacht, so kehrst du wieder» zurecht zimmerte. Entsetzt zerriss er damals das siebenstimmige Opus in Fetzen und warf es in den Papierkorb. (Siehe «Schweiz. Musik-Revue», Zürich, XX. Jahrgang, Nr. 6, 15. Dezember 1943.)

Das Geigenspiel war für Köbeli kein flackerndes Strohfeuer. Wie ein ruhiger, edler Stern glänzte in ihm der Gedanke, einst ein flotter Spieler zu werden. Und es waren gute Vorbilder da. Alle Mitschüler, die damals von Willisau kamen und Violin spielten, waren den Hitzkirchern weit überlegen. In den obern Klassen glänzte Jean Beck mit einem ruhigen, überlegenen Strich, dann der Seppi Wüest von Grosswangen (der spätere markige Dichter in der Leuchtenstadt) schon mit grosser Fertigkeit, und endlich der Sohn Leo des Willisauer Musikdirektors Lampart (der nachherige Musikdirektor in Interlaken), an Temperament, Rasse und Virtuosität allen überlegen. An Anregung fehlte es also nicht und mein Fleiss war gross. Bald schrieb ich alle die leichten Stücke zusammen, die ich bei den ältern Kameraden auftreiben konnte, in ein grosses Notenheft, darunter viele heimatliche Melodien und Tänze. Leo Lampart, als er einmal dieses Heft sah, schrieb mir sogar selbsterdachte Tänze hinein (heute noch in meinem Besitz). Aus Dank pilgerte ich später mit meiner Geige mehrmals an Festtagen nach Willisau und half in den Orchestermessen mit. Ich erinnere mich noch gut an jene in Es-Dur von Carl Maria Weber, dem Komponisten des «Freischütz», «Preziosa» usw.; wegen der vielen b gab

sie mir sehr zu schaffen. Willisau galt damals als erste Kunststätte in der Kirchenmusik des Suhren- und Wiggertals; ein paar ausgezeichnete Geiger standen Vater Lampart zur Verfügung.

Von Buchs her, wo ich mitunter aus dem Schlafstübli über ein Leiterli und den Kellerhals hinweg in die Proben der kleinen Dorfmusik, unter Leitung des Traintrompeters Ed. Bisang sprang, konnte ich etwas *Trompete* spielen — ohne die Noten gut zu kennen. — Nun lernte ich bald den Entlebucher Hermann Portmann an, und wir spielten zusammen im Studiersaal in freien Stunden *Lieder-Duette*. Erst verdross dieses den Herrn Direktor F. X. Kunz und er stellte uns darüber zur Rede: Trompetenspiel sei nur fürs gewöhnliche Volk, nicht aber für zukünftige Lehrer. Wir aber musizierten weiter, zogen bald andere Bläser nach, und es entstand unter dem gescheiten Kameraden Gottfried Kunz aus Grosswangen eine kleine Feldmusik mit Trommeln. Diese wurde dann aber wieder, als Direktor Kunz längere Zeit nach Rom pilgerte, aufgehoben. Grund: wir schmuggelten ins damalige Drittklasszimmer vom Weiher her mit einem langen Seil ein Fässchen Bier hinauf (siehe Jahrgang 1954 der «Heimatkunde des Wiggertals»). Vereinsamt blieb das Duo Gassmann-Portmann zur Freude aller Mitstudenten bestehen. Mehrmals wanderten wir mit den Instrumenten unterm Arm gegen das Schloss Heidegg hinaus und bestiegen die links liegenden kleinen Hügelchen. Dort spielte sich einmal eine interessante «Haselmüüsligeschichte» mit einem Siebenschläfer ab, die ich aber hier nicht erzählen kann; es würde zu weit führen. Dann wieder machten wir auf dem Weg Halt und sandten die volkstümlichen Weisen ins Tal hinunter. Das einheimische Volk hatte grosse Freude und sogar der Dirigent der Musikgesellschaft Hitzkirch, Nationalrat Moser-Schär hielt uns einmal auf einem gemeinsamen Spaziergang durchs Dorf an und lobte unser Tun: Das sei eine gute Idee, die Musik unters Volk zu tragen und wir sollen nur so weiterfahren. Das dauerte dann solange, bis wir anlässlich eines Orchesterkonzertes in der Turnhalle im zweiten Satz der Militärsymphonie von Joseph Haydn aus lauter Zerstreutheit den Solo-Duo-Einsatz verpassten und einen gehörigen Rüffel bekamen. Wir bedauerten den Vorfall, versprachen Meister Schildknecht Besserung, aber es blieb beim Verbot. Als ich zu Ostern 1896 das Trompetli mit nach Hause nahm, entriss es mir auf dem Heimweg in der Nähe von Beromünster-Gunzwil ein jähzorniger, eifersüchtiger Mitstudent, warf es auf den Boden und zerstampfte und zerquetschte es mit den Füßen zu einem förmlichen Eiertätsch. Warum? Im Gasthaus zum «Ochsen» in Beromünster erlaubten sich die Studenten ein Tänzchen. Der Mitschüler blitzte bei der Tochter des Hauses ab und diese gab mir den Vorzug; das ertrug der Kamerad nicht. Ich schrieb dem Vater ins Bernbiet und bald rückte ich mit einer funkelnagelneuen Trompete — es war im heissen Som-

mer 1896 — in die Rekrutenschule ein. Was da vorging bis ich weiter blasen konnte, sei hier verschwiegen.

Riesige Freude machte mir bei Meister Schildknecht der Unterricht im *Klavier- und Orgelspiel*. In der zweiten Klasse durfte ich schon hin und wieder am Werktag in der Pfarrkirche die Orgel spielen, in der dritten und vierten Klasse in Vertretung auch an Sonntagen. Und dann begannen die vielen kleinen Konflikte mit dem Musiklehrer! Und doch spielte die herrliche Kunst der Musik beständig den Gegenpol des sturen Seminar-Alltags. Dazu half auch glücklicherweise der innere Reichtum der frohen Jugendjahre. Wenn es im Alltag brenzlich wurde, nahm der meisterlosige Köbeli Zuflucht zur poetisierten Ländlichkeit — auf dem Klavier. Alle Klassenzimmer wurden während des Studiums abgesehen, und wenn kein Instrument frei war, stellte er kurzerhand die Anfänger vor die Türe, oder sie durften zuhören, was der kleine Stürmer, der musikalische Wildling, von Stapel liess. So wurde Köbeli bei den untern Klassen zum gefürchteten Schmarotzer; es gingen Klagen ein und er hatte sich bei der Direktion oder beim Musiklehrer zu verantworten. Vergebens, die Katze lässt das Mäusen nicht! Und wenn der Herr Seminarmusiklehrer gegen Abend über die steile Stiege am Weiher vorbei dem Dorf zuschritt, machte es dem Köbeli gar nichts aus, auf dem gschädigen Klavier im Drittklasszimmer ihm einen Ländler oder Bauertanz nachzusenden. Dann aber kehrte er pfeilschnell um, hunk durch die Stiege hinauf durchs Tor ins Klassenzimmer, aber niemand war mehr zu sehen. Der Sünder samt den Zuhörern war durch den langen Gang verduftet. Erwischte er Köbeli aber einmal und das kam mitunter vor, dann rief er von weitem schon: «Gassmann, Gassmann! Zwe-Batz, Zwe-Batz!» (das waren aber die einzigen und hier verzerrten Dialektwörter, die dem Ostschweizer je aus dem Munde flossen). Köbeli langte rasch in sein «Gilettäschli», das Opfer zu bringen. So hatte er immer zum Gspass eine grössere Anzahl Zweibätzler parat, aber zurückgegeben hat ihm der Musiklehrer nie einen «Cent». Richtige Lausbubenstückli!

Ja, Gott im Himmel sei's geklagt, wie ein Mensch den andern plagt! Aber Köbeli konnte sich nicht bemeistern. Für die andern Studenten war das immer ein gefundenes Fressen! Und wenn die Stirnadern des Musiklehrers auch einmal anschwellen, das Gewitter legte sich wieder.

Gefährlicher wurde die Situation erst, als dieses freie Musizieren sich auf die Orgel in der Kirche übertrug. Wie alle Buchser, war auch Köbeli gut christlich. Der Herr Pfarrer Bitzi hatte ihm das seiner Zeit mit dem Bleistift auf der Stirne doppelnd genugsam eingepägt. Deshalb legte er sich in seinem ländlichen Spiel hier einen Dämpfer auf. Mitunter brannte aber doch das Temperament durch. Eben wegen der Schule und des Gegenpols. «Frei hebt die Musik den Menschen über die graue Werktagstimmung!» Er kannte den Spruch und schrieb ihn sogar einmal in der Wut eines

Zwischenfalls unter den Pultdeckel des Studiersaals. Der Herr Direktor las ihn, als er einmal die Aufsicht hatte und es verzogen sich grämend die Mundwinkel.

Im Lehrerseminar wurde in jener Zeit recht viel Orchestermusik von Joseph Haydn gespielt. Köbeli las auch das Buch von Frz. Seeburg «Joseph Haydn», ein Lebensbild und im gleichen Atemzug den Roman von A. E. Brachvogel «Friedemann Bach». Er wurde so begeistert von der schönen Kunst, dass er einen Auszug anlegte, nicht mehr viel anderes studierte, «sie sollen ihm doch den Hobel ausblasen», und deshalb in den Lehrstunden einmal übers andere abfuhr. Er predigte (fast wie Johannes in der Wüste): «Einfachheit und Wahrheit sind die einzigen Grundlagen in der Kunst. Die Natur ist keiner Mode unterworfen; sie ist die grösste Künstlerin, die Mutter der Kunst!» Und von der Ueberzeugung wollte Köbeli nicht weg. Er verteidigte sie sogar einmal in der Orgelstunde vor Meister Schildknecht, diese seine Position vom «naturfrischen Grün» in der Musik. Diese Aeussereung kam dem Lehrer überraschend und er musterte den Jungen von oben bis unten, diese «Weltweisheit» hatte er hinter Köbeli nicht gesucht.

Es ist strenge Vorschrift der Kirche, beim Seelamt jedes Vor-, Zwischen- und Nachspiel zu unterlassen. Seminar-Musiklehrer Schildknecht schärfte das seinen Schülern im Unterricht ein. Dem damaligen temperamentvollen Herrn Kaplan Blum gefielen diese «unheimlichen» Pausen zwischen den Gesängen nicht, und als Köbeli einmal an der Sakristei vorbei auf die Orgel schritt, klopfte er ihm am Fenster, also sprechend: «Heute wird dann durchwegs die Orgel gespielt, hörst? Ich will es haben. Schildknecht hin oder her, ich befehle! Der Magister ecclesiae, nicht der — Knecht!» Zu allen Streichen immer gut aufgelegt, kam das Köbeli gerade recht. Gesagt, getan! Aber ich kam bei meinem Lehrer nicht gut an. Erst ein scharfes Donnerwetter, dann eine Woche Vertrauensentzug. Endlich hielt er mich nach einer Gesangsstunde — das Solo in Mendelssohns Hymne «An die Künstler» war mir gut geglückt — zurück, und ich sollte ihm versprechen, dieses Phantasieren da zwischen hinein beim Seelamt zu unterlassen und auch sonst mehr nach Vorlagen zu spielen. «Ja, wenn der Andere nicht wäre!» entgegnete ich ihm, «aber wenn der H. H. Kaplan wieder befiehlt, was dann?» Empört rief der Temperamentvolle: «Der blase mir den Hobel aus!», schloss den Flügel und ich ging hinaus ins Freie.

Ein ganz prächtiges Exempel leistete Köbeli im Sommer 1895 anlässlich des Bezirks-Gesangfestes. Hierüber habe ich im Heft 12 des Jahrgangs 64 der Monatsschrift «Chorwächter» 1939 zum vierzigsten Todestag Joseph Schildknechts referiert. Kein Geringerer als Kantonal-Schulinspektor Walter Maurer in Luzern — denke dir, lieber Leser, damals im Seminar mein Blasbälger! — war Zeuge des Vorfalles. Köstlich wie Meister Schildknecht seinem Schüler in sturer phantastischer Selbstbetonung eine ganze Vesper

zuhörte und ihn nachher abkanzerte! Trübsam träumerisch zog Köbeli die Fecken ein — es war ihm leid — und Walter Maurer neben ihm, zogen sie sich hinter die kalten Mauern zurück.

Anders war's, wenn in der Pfarrkirche ein Lobamt gehalten wurde. Die frischen Knabenstimmen förderten die poetisch freie Entfaltung von Köbelis Spiel. Je nach der Stimmung gelang das Experiment. Gewiss, oft hatte es weder Hand noch Fuss, was Köbeli der Königin der Instrumente entlockte. Aber ein gewisser romantischer Schimmer lag immer drin, wenn er mit der Oberoktav-Kopplung ins Reich der hohen Töne griff. Dann schwelgte Köbeli, als gälte es den Himmel zu erstürmen. Das Moment der Veranschaulichung und Symbolik, das der Sprache der Töne innewohnt, kannte er schon von Richard Wagners Oper «Lohengrin» her, die er einst in den Osterferien das Glück hatte, in Zürich zu sehen und die ihn gewaltig zur schönen Kunst der Musik hinriss. Dann wieder dachte er auf der Orgelbank an Papa Joseph Haydn, dessen Musik Meister Schildknecht so sehr zugetan war und von der Köbeli in Seeburgs Buch soviel Schönes gelesen. Jene warmblütige Musik und jene biedern Melodien gefielen ihm und er suchte sie nachzuahmen: heiter, ausgesöhnt, vertrauend auf Gott den Herrn, der auch dem grossen Sünder verzeiht, wenn er wahrhaft Busse tut.

Köbelis Frohmütigkeit und Gemütlichkeit, seine Liebe für die fast südlichen Melodien, zeigte sich namentlich in den jeweiligen Schlusstücken. Da horchten an Sonntagen die Sängerinnen auf und wunderten, was etwa noch komme; sie gingen nicht vom Platze. Keine geschlossene stilistische Form war es, und am Balancierstab der hohen Kunst gemessen, oft nahe dem Gefrierpunkt. Eben — Köbeli! Wenn dann am Schluss die Trompeten und Posaunen ertönten, in einer Longa Fermata das Spiel abschloss, dann ging's in einem Sprung von der Orgelbank ins Freie. Die Sängerinnen hinten nach. Ja, für Hitzkirchs wunderbare Posaune schwärmte er! Wenn Meister Schildknecht an Festtagen die kleine (Schweizerfuge) oder grosse g-Moll-Fuge von J. S. Bach spielte, blieb er auf der Seminarstiege wartend stehen, bis der letzte Akkord fff verklang.

Köbeli hatte nun einmal nicht die glückliche Erkenntnis: kein Komponist zu sein oder zu werden, wie einst ein Kritiker schrieb. Nein, er wollte sein Improvisationstalent ausnützen, probieren, vielleicht — vielleicht — ? Er kannte die schöne Sentenz: «Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt» und beherzigte sie im Spiel. Wenn es auch nicht in der büssenden Art der alten «Molitor-Pfund-Messen» war; der Herrgott möge sein Erbarmen mit dem armen Sünder haben.

Unterdessen war die Zeit der muntern «Seminarstücklein» gekommen — die Spitzbuben an der Arbeit! Hierüber habe ich in meinem Wellnauer Kilbibesuch bei der Marie-Seppäli, des Vaters Schwester, etwa ein Halbdutzend erzählt (siehe «Heimatkunde des Wiggertals» 1954) und ich hätte

noch eine ganze Reihe «saftiger Stücke» auf Lager. Doch der Raum dieses Heftchens gebietet Einschränkung. Interessant wäre z. B. die Spukgeschichte mit der Sr. Viktoria, da wir mit Prügeln in der Hand das ganze Haus samt Estrich abgesucht, und die damit endigte, dass das arme Menschenkind in einem Anfall von Schwermut und Schwäche sich selbst ein Leid antat. Dann wieder die Verfolgung der Kiltspuren eines Professors auf dem Berg gen Müswangen hin, usw. Dabei kamen wir recht oft der Seminardirektion ins Gehege. Aber bei der ersten besten Gelegenheit «hauten» wir es wieder — und war's in stockfinsterer Nacht — über den Turnhalle-Estrich hinaus ins Freie. Witterten wir jemand in der Nähe, so floh die ganze Rasselbande wie von einem Skorpion gestochen durchs Fensterloch zurück in die Hallen und pp in den Schlafsaal. Wie heisst es doch in Schillers «Räuber»: «Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne!» Tunichtgute waren wir nun einmal, aber recht oft machte man aus einer Mücke einen Elephanten — der volle Studiersaal musste Zettelein schreiben, es gab Verhöre, Strafaufgaben usw.

Ein Labsal war es immer, wenn wir bei Meister Schildknecht wieder einmal einen Freudenmoment erlebten. Selten, aber es konnte vorkommen. Mit entwölckter, sorgenfreier Stirn schauten wir dann zum Meister empor.

Ein paar Stücklein davon will ich hier bringen. Einmal hörte er, dass mir im Gang draussen ein Kamerad zurief: «Lunzi, wenn chonnt sie?» Ich sass auf der Orgelbank und Meister Schildknecht frug mich: «Gassmann, wie heissest du eigentlich?» Ich sagte: «Alfred Leonz, der Vater, der Duggellünz, hat schon so geheissen, und ich bin an Sylvester, kurz vor 12 Uhr, zur Welt gekommen». «Also ein glückliches Silvesterkind bist du, dazu gratuliere ich dir», entgegnete der Meister einmal lebenswürdig und drückte mir die Hand. Dann fuhr er weiter: «Unser Joseph Haydn ist am letzten April auf die Welt gekommen. Sein Bruder Michael aber wollte keinen Aprilnarr haben und liess ihn auf der Kanzlei auf den 1. Mai eintragen. Und so blieb es, der gute Joseph Haydn war sein Lebtag in seiner fröhlichen Musik ein Maienkind». Das war Wasser auf Köbelis Mühle, und er erzählte nun seinem lieben Lehrer unter Kichern seiner Mitschüler, es gäbe daheim in Buchs noch andere Lunzi, diese seien aber noch lustiger, aufgelegter als er. «Zum Beispiel», sagte gleich der in guter Stimmung neben ihm sitzende Musiklehrer. «*De Muuser Lunzi!*», fuhr gleich Köbeli im Dialekt weiter, «dä hed i alle Lüüte gmuset und hed mängisch im Tag über 100 Müüs gfangen. Jo, die Buure sind guet mit ihm z'friede gsi und hend ihm do alle drüber i-e es Schnäpsli zweu g'gäh!» «Und do, und do?» riefen die andern Studenten. Köbeli: «Eh, wen-er de alle heig'gangen isch, hed er mängisch, begrüfli, au es chliis Musserli gha. Mer Buebe hend ihm de nogluegt, wenn er eso gwankt hed, und sind im Lunzi voruus g'sprunge: meer hend welle gseh, wie-n-är iez au über's chli

Stägli, Brüggli bim Hürn übere chonnd? No, z'erst isch es no ordli g'gange — do uf einisch glitscht er us und gheit chopfüber z'mitt's i Bach ie. Wie hem-meer Bube glachet! Hä hä hä! Plotschnass hed er gseid, i ghören e hütt no: Do liit de Muuser Lunzi und de Brönz!»

Jetzt gab es im Musiksaal aber ein Gelächter. Meister Schildknecht verzog keine Miene, vielmehr schaute er uns alle so verdutzt an. Köbeli aber fuhr gleich weiter: «Herr Profässer, aber das isch no nüd gsi. I will no en Andere vo dem Muuser Lunzi verzelle, und de gsehnd ihr, ass z'Buchs deheime mängisch au öppis gohd. (Stille.) Henusode, de Muuser Lunzi isch nid gärn go biichte, d' Frau hed e eister müesse stosse, wenn d'Ostere noch gsi isch. Aentli hed er's g'haue gäge Uffike äne, isch aber z'erst im «Rössli», im Wirtshuus iig'chehrt und hed e Schoppe, zwee trunke, vielleicht sind's au drei gsi. Bim Biichthüüsli hed's ihm nid prässiirt; är isch bald fast iig'schloofe. Do stüpf e de Herr Pfarrer Bitzi und seid: «Lunzi, Lunzi, entweder oder?» Was gid de Muuser Lunzi im Herr Pfarrer ume, är hätt si sölle schäme: «Schnoder oder Choder! Eh, wenn's sii muess, so bringid i meer no e Gütter!» De Lunzi hed halt gemeint, är seig no im Wirtshuus unde und heig's mit de Chällneri z'tue. De Herr Pfarrer Bitzi, är ischt söst e lustige gsi, hed aber dä Gspass nid erta, chonnd us-em Biichthüüsli use z'schiesse, nimmt e bim Chrage und stellt e i Gang use». Helles Gelächter bei den Jungen; Meister Schildknecht kannte aber solchen Spass nicht.

Ein ander Mal, als mir ein Mitschüler ein Lehrbuch übergab, das er nicht mehr brauchte, trug ich die Ausgabe mit rotem Stift in mein Kalenderchen ein, eine Einnahme von einem andern Schüler aber mit gewöhnlichem Bleistift. Das bemerkte der Lehrer und er frug mich, was das zu bedeuten habe? Ich erklärte ihm meine Art Buchhaltung, die ich schon (siehe Köbeli I) mit meinen Hasen, Tauben und Fischen betrieben und damit gute Erfahrungen gemacht hatte. «Ich wolle eben nicht an den Konkurs kommen. Ordnung müsse überall sein». Das flösste dem Meister Respekt ein; er rühmte mich und sagte u. a.: «Eine neue Art Buchhaltung, die musst du dir patentieren lassen». Dann kam er auf den Komponisten Richard Wagner zu sprechen, der in seiner ersten grossen Oper «Rienzi» der Uebersicht halber die Hauptpartitur mit verschiedenen Tinten auszeichnete: Streicher schwarz, Holzinstrumente blau und Trompeten, Posaunen und die Tuba mit roter Tinte. «Du bist also mit deinen Künsten nicht allein», sagte er endlich, «Aehnliches hat schon ein grosser Musiker getan und es ist etwas aus ihm geworden».

Einmal glaubte mein Lehrer «stief» und fest, ich wolle ihn hänseln und er schaute mich ganz merkwürdig an. Von der Wahrheit meiner Aussage konnte er sich aber bald überzeugen. Vorn am linken Zeigefinger bekam ich eine «Dörndliwärze», die von Woche zu Woche immer grösser wurde, bis ich fast nicht mehr orgeln konnte. Das ärgerte den Meister und öfters



rief er mir beim Spielen zu: «Jetzt ist's aber genug! Die Warze muss 'raus! Gehe doch zum Doktor; sie muss geschnitten werden». Das wiederholte sich mehrmals. Endlich sagte ich zu ihm: «Herr Profässer, wartid nume no ne chli. I der Osterferie gohn-i de zum *Wärzemanndli*, zu 's Vike Chappi ufe Chäzigerbärg ufe. Dä bringt sie de scho ewägg. Do bin i sicher». «Sicher», entgegnete gleich Meister Schildknecht, «an solche Zaubermittel glaubte ich mein Lebtage nicht. Nun, wir werden dann sehen. Wenn der Hokuspokus aber nicht wirkt, setze ich selbst das Messer an. Verlasse dich drauf!» Ostern kam. Am ersten schönen Tag ging ich die Rehhalden hinauf. Der Chappi musterte und drückte an der Warze, legte einen kleinen Verband an den betreffenden Zeigefinger und fertig war das Kunststück. Ich musste dem Mannli versprechen, den Verband erst in der ersten Orgelstunde zu öffnen. Und als ich nach 10 Tagen wiederum ins Seminar einrückte, neben dem Meister auf der Orgelbank sass, war es das Erste: «Und nun die Warze?, die Warze?, ist sie fort? Zeige!» Ich löste den Verband und — und — keine Warze war mehr zu sehen! Meister Schildknecht sprang von der Orgel und schrie mit Stentorstimme in den Saal hinaus: «Samiel hilf! Samiel hilf! Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Verhext! Verhext! Alle hinaus in den Garten, ich halt es nicht mehr aus, fort!» Und aus war die Lehrstunde. Noch heute ist der etwas verkürzte, dünne Zeigefinger meiner linken Hand ein sprechendes Zeugnis der Dagmerseller Rehhalden Künste. Wer's nicht glaubt, kehre an einem schönen Sommertage in der «Walpurga» am schönen See ein, besuche mich und das Mütterlein. Köbeli hatte also seinen Lehrmeister nicht am Narrenseil herumgeführt. Doch köstlich, was sich da im Jahre des Heils 1895 im Seminar Hitzkirch zuge tragen! Reine Wahrheit ist's.

So ein strenger, oft übertemperamentvoller Mann und Lehrer Meister Schildknecht auch war — wie oft schalt er uns «nichtsutzige Kerle», so konnte er doch gelegentlich seine liebenswürdige Seite zeigen. Dieses gar den Studenten gegenüber, die ihm besonders zugetan waren. Hier nur ein Fall, ohne den Köbeli nicht zum Ziel gekommen wäre. Von Hause bekam Köbeli wenig Sackgeld und er wäre im Seminar oft verarmt, wenn er nicht in einem Versteck eben die Säublottere mit dem Kleinviehgedel gehabt hätte. Dazu spies ihn die gute Mutter beim Weggang vom Hause immer mit etwas Eiergedel. Vier, fünf Napolionchen glänzten fast regelmässig in einem kleinen Gehältli des Geldsäckels. Aber Köbeli trug Sorge dazu, vermied alle unnötigen Ausgaben, spienzelte die Goldvögeli aber gerne seinen vertrauten Kameraden. Im Schlafsaal, im Bett, nahm er diese regelmässig unters Kopfkissen. Mehr als einmal kam es vor, dass die barmherzigen Schwestern, welche die Hausordnung führten, ihm beim Stundenwechsel winkten und den Geldsäckel hinterrucks dem schlaunen Köbeli, der es gut mit ihnen konnte, in die Hand drückten.

An einem schönen Herbstnachmittag, kurz nach dem Eintritt, machte die ganze Seminarkorona einen Spaziergang durchs obere Seetal. In einer Wirtschaft Baldegg-Hochdorf kehrten wir ein und durften dem Kegelspiel frönen. Dazwischen sassen unserer drei, vier Kameraden an einem runden Tischchen und plauderten allerlei von den eben vergangenen Ferien. Unter anderem zeigte Köbeli den Gespanen auch seine nigelnagelneuen glänzenden Goldvögeli von der Mutter daheim. Im Abendsonnenglanz nahmen diese sich prächtig auf dem Tischchen aus. Plötzlich wurde nun Köbeli zur Kegelbahn gerufen, und bald kam der Befehl, zur Heimkehr anzutreten. Alles sprang und stürmte auf die Strasse — der Wind blies stark von der Erlösen her — und nun ging's in Eile wieder Hitzkirch zu. Wenige Tage drauf vermisste ich die Napoliönchen, erinnerte mich an das runde Tischchen im obern Seetal und bat Direktor F. X. Kunz, dort nachsehen zu dürfen. Ich kam aber nicht gut an, er zweifelte an meinen Angaben und getraute nicht, mich allein ziehen zu lassen. Da blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Lieblingslehrer Professor Schildknecht zu Hilfe zu rufen. Tags drauf konnte ich am Nachmittag mit einem Kameraden ausziehen. Und richtig lagen die Goldstückli, wie ich sie hingelegt, noch auf dem runden Gartentischchen. Der Herbstwind hatte sie gleichen Tages mit Laub zugedeckt, zum Winterschlaf zurecht gelegt. Aber sie gehörten eben in mein Geldsäckli, wo sie wohlversorgt auf gut Glück der «Auferstehung» harreten.

Professor Joseph Schildknecht kannte — wie der schon mehrmals erwähnte grosse Musikdramatiker Richard Wagner — nur eine einzige Zauberformel und die hiess: Ich will! Seine lebhaften, klugen Augen zündeten in die hinterste Ecke; da hiess es biegen oder brechen!

Wie wusste er uns nach eigener Methode in die Geheimnisse der *Harmonielehre* einzuführen, er, der anerkannte Meister des vierstimmigen Satzes? Und als wir um das Kap herum waren und Eigenes pröbelten und probierten, da strahlte eine unendliche Freude aus den Augen des Lehrers: Anerkennung, die eben für den jungen Menschen Ermunterung zu neuem Schaffen bedeutet. Eine magisch spannende Stimmung lag dann oft über uns, eine Begeisterung für die hehre Kunst der Musik, gipfelnd in den Versen Heinrich Leutholds:

«Uns aber lasst krönen mit Laubgewind  
die Stirnen, die noch dem Schönen ergeben sind!  
Und bei den Posaunenstössen, die eitel Wind,  
lachen über Grössen, die keine sind.»

Da denkt der einstige Köbeli heute an die Probearbeiten für die *Landesausstellung nach Genf* in den 90er Jahren, die ich heute nach mehr denn

60 Jahren mit der feinen, auserlesenen Handschrift Schildknechts (Korrekturen!) bewundere und hoch in Ehren halte. Und — L'appetit vient en mangeant! — als ich ihm ein paar Tage drauf, schön eingebunden, die «Kirchweihe-Vesper» mit allen Vor- und Nachspielen übergab, — was sagte er: «Du donners Kerl, kein Jux, eine fixfertige Schülerarbeit. Auch die muss nach Genf!» —

Es ist selbstverständlich, dass sich das musikalische Leben des Lehrerseminars schon während des Studiums auch auf das Wirken der Studenten in den Ferien auswirkte. Da galt es, rechts und links Fühlung zu nehmen, auch in den Nachbargemeinden. Trat Köbeli vom Seminar noch tags oder am frühen Abend über die lange Laube des Duggelhofes ein, die Trompete unterm Arm, da öffnete er gleich in der Stube rechts das Fenster und blies ein lustiges Gsätzlein gen die Dorfkapelle in den Hubel hinaus. So wussten die Buchser: «Aha, der Student ist daheim, es muss wieder etwas gehen im Dorf! Sind wohl die Fische im Hürn und Mühlebach sicher?» Gewiss, Köbeli gehörte nicht zu den Ewiggestrigen, in den ersten Tagen wurde nachgesehen, was in diesem oder jenem Glumpen noch vorhanden; da und dort wurde auch zugegriffen. Bald stellten sich am Abend die Nachtbuben ein, sagten Grüezzi und fühlten auf den Zahn, was da etwa in nächster Zeit gehen müsse? Etwas Neues?

Dorfmusik war keine mehr vorhanden, denn der Leiter und Traintrompeter war fortgezogen. Recht bald stellte sich aber vom Uffikonerberg der «Hansjostli Xaveri» ein: es müsse am Sonntag in der Kirche wieder «umgeblasen» werden. Monatssonntag! Es fehle ihm immer an guten Vorstimmen und eine Probe sei ja für mich nicht nötig. H. H. Pfarrer Bitzi lud mich mitunter zu einem Glas Wein ein. Dabei forschte er etwa nach, wie's im Seminar gehe? Nicht immer hatte ich dem drolligen Entlebucher Rühmliches zu erzählen. Einmal kam er sogar mit nach Hitzkirch und musste den Herrn Seminardirektor über Köbeli beschwichtigen: so böse stehe es denn nicht mit ihm und er sei guter Abstammung.

Und so war's. Man merkte sofort, dass die Studenten wieder daheim und auf der Orgel mehr oder weniger das Regiment führten. Da war neben Köbeli des Lehrers und Organisten Pfäfflis Sohn Albert mit einem kräftigen Bass und dann noch ein Student vom Seminar Zug, Friedrich Wüest (der spätere Seminar-Musterlehrer in Luzern), ein stiller, ruhiger Chäziger. Also ein fideles Studenten-Trio, das dem Organisten mit allen Kräften zur Seite stand und in seinem Uebermut oft die kleine Sängerrinnenschar fast übertönte.

Zu Hause hatte ich in der ersten Zeit ein Harmonium, um eben auf Meister Schildknechts Wunsch — damit er hie und da nach Luzern ins Abonnements-Konzert könne — das Seel- und Lobamt gut einzustudieren. Dann später, in den letzten zwei Klassen, reichten die Moneten des Waisen-

vogts Gassmann zu einem Klavier, das viel Lust und Freude auf den Duggelhof brachte. Hei, wie die Knechte und Mägde oft schon nach dem Mittagessen, sicher aber abends, drauflos sangen! Eine fröhliche Stimmung auf dem grossen Duggelhof!

Als ich dann nach Seminarschluss an die Lehrer- und Organistenstelle in St. Urban kam und mein Klavier der Firma Hug & Cie. in Luzern brach lag, holte es bald der Chäzigerbube *Robert Fellmann* auf einem Karren und transportierte es nach Uffikon, wo ihm der junge Lehrer Albert Pfäffli Unterricht gab. Noch lange erzählten unsere Knechte, wie sie mit viel Mühe dem kleinen Robi das Instrument über die Laube auf den Karren geladen und wie d e r mit Freuden davondeckelte. — Wer hätte damals gedacht, dass aus dem kleinen Rubelikopf später der grösste Jodelliedmeister der Schweiz werden könnte? Wie der Baum aus tiefer Wurzel seine Kraft saugt, so hat der volkstümlich so genial begabte Robert Fellmann seine über 100 Lieder aus der engern Heimat des kleinen Hürntälchens und den untern Regionen der Schweizerberge entlockt. Ein lieber, guter Freund mit einem goldenen Gemüt! Und so früh, leider zu früh, musste er von uns Abschied nehmen. Ich darf hier nicht weiter ausholen. An anderer Stelle werde ich es tun.

Nach dieser kurzen Abschweifung ins schöne heimatliche Wiggertal, kehren wir noch einmal zu Meister Schildknecht nach Hitzkirch zurück. Auf Leid folgt Freud, aber es wäre eine Lücke in Köbelis Seminarbericht, würde ich diesen letzten, etwas mysteriösen, unter vier Augen sich abwickelnden Punkt nicht berühren. Meister Joseph Schildknecht, als Verfasser der heute weltberühmten und in mehrere Sprachen übersetzten *Orgelschule* (20. Auflage), sowie vieler kirchlicher Kompositionen, auf dem Höhepunkt seines Lebens und seiner Wirksamkeit! (Bald darauf wurde er in seinen Heimatkanton St. Gallen, ins Lehrerseminar Marienberg, Rorschach berufen und wenige Jahre darauf erreichte ihn der Tod.) «Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell», so heisst es in Friedrich Schillers «Lied von der Glocke». Bald sassen wir unter den Kastanienbäumen vor dem Seminartor, wie die Juden unter den Weiden Babylons und trauerten. Unser lieber Musiklehrer musste ins Spital nach Bern zur Operation (Nieren). Was dieser Schlag für uns Musikjünger bedeutete, ist kaum zu ermessen.

Aber bald blühte aus den Ruinen neues, sogar erwachendes Leben. Jetzt hiess es, unsern Meister in den untern Klassen vertreten, der eine hier, das andere dort: Musiktheorie, Klavier-, Violin- und Orgelunterricht. Köbeli fiel das Organistenamt samt den Proben zu. Und bald war die Harfe mehr auf Mystik gestimmt! Die Proben und deren Ansagen in den verschiedenen Privathäusern von Hitzkirch und Umgebung wurden für den allzu leicht entflammaren Köbeli gefährlich. Einmal stellte sich der

Herr Direktor sogar persönlich ein und hörte zu. Es begann das Spiessrutenlaufen, um den strengen Vorschriften da und dort ein Schnippchen zu schlagen! Manchmal gelang's, manchmal nicht. In leidenschaftlicher Ungeduld, aber auch mit einem gewissen Stolz versah Köbeli das ihm anvertraute Amt.

Das Salonturteltaubenspiel (Verliebtsein) in den erwachenden Jünglingsjahren hatte schon früher mehr oder weniger begonnen; zum Glück war es nur die reine himmlische Flamme. Reizvolle, hübsche Briefchen, mit roter, grüner oder violetter Tinte geschrieben, flogen hin und her. Wenn die Töchter Hitzkirchs, in ihrer unwillkürlichen jungfräulichen Anmut, in der Kirche links vor uns beteten, vor und nachher mehr oder weniger elegant vorbei paradierten, so genügte oft nur ein verstohlener Blick, die Liebesfäden zu entfachen. *Risum teneatis amici!* Und da wir gerade in der dritten Klasse (Poetik) uns im Versemachen üben mussten, so folgte gleich die praktische Anwendung. An das hatte freilich der Klassen-Professor H. H. Direktor F. X. Kunz nicht gedacht. Nun, eines gab das andere! Auf der Strasse nach Richensee spazierten wir einst am Haus der «guten Lina» in der Gerbe vorbei, der Direktor mit den ganz Jungen an der Spitze, die Dritt- und Viertklässler hintendrein, das schöne altdeutsche Volkslied singend (aber nach der jetzt wieder allgemein bekannten Wiggertaler Weise:)

In des Gartens dunkler Laube  
sassen einst zwei Hand in Hand:  
Ritter Ewald und die Lina  
schlossen beid' ein festes Band. usw.

Oft genügt nur ein kleiner Funke, und so war es hier. Einige Tage drauf gab die alte Gitarrespielerin, unmittelbar unter unserer Kegelbahn, dem Pedell den Auftrag, mich anzufragen, ob ich nicht geneigt wäre, eben der «guten Lina» das wunderschöne Volkslied beizubringen; sie hätte eine grosse Freude. Erst wies ich das Ansinnen ab mit der Ausrede: zuviel Arbeit, zuviel Aufgaben usw. Dann aber traf eine anonyme Ansichtskarte ein, drauf mit Frauenhand geschrieben: «E gueti Uusred isch feuf Batze wärt! Ingeli». Ich liess die dubiose Karte beim Mittagstisch zirkulieren, und bald waren alle Eingeweihten einig: diese Karte kommt von der Gerbe gegen Richensee. Und, o heiliger Bimbam! Jetzt wurde unter den Studenten die «gute Lina» in «Di Feuf-Batzig» umgetauft. En passant ging ich die nächsten Tage — ich konnte mich nicht bemeistern — per excuser bei der Gitarrespielerin vorbei, das Stelldichein bei ihr wurde festgelegt und bald darauf in einer «Oase der Freundlich- und Beschaulichkeit» das Lied gelernt. Noch lange sah ich die «gute Lina» wie eine Rosenknospe erblüht im sattrötlichen Samtblau ihrer Bluse — à la Böcklins wundervoller Pièta

im Basler Museum — vor mir. Ein Brieflein wurde mir bald darauf beim Kirchausgang, als ich in der Maiandacht von der Orgel schritt, in die Hand gedrückt und schliesslich ein kurzes Treffen auf der Waldwiese Heidegg — à la Walters Preislied in Wagners «Meistersinger» — verabredet und gehalten. Das Rieseln der Bäche und der Vögel munterer Gesang passten exzellent zur unschuldvollen Liebe der ersten Jugend.

Und als wir Studenten schliesslich nach vier langen, langen Seminarjahren ausflogen, der eine dahin, der andere dorthin, als man mich mit dem «poetischen Gemüt» — wie ein Freund zum achtzigsten Geburtstag so liebenswürdig schrieb — in die gefahrvolle Ecke des Kantons Luzern, nach St. Urban beförderte, ich mit einem Schlag in der herrlichen Kirche «Domorganist» wurde, im Bernbiet mehrere Musiken dirigierte, im Komponieren Erfolg hatte, die Volkslieder meiner engern Heimat, des Luzerner Wiggertales und Hinterlandes, von Haus zu Haus sammelte und à propos das «Mühle-Kätherli» mir schicklich über den Weg lief: da versiegten immer mehr die Spuren der «schlanken Libelle» Hitzkirchs und der «guten Lina» in der Gerbe draussen. Andere Städtchen, andere Mädchen! Den Sonntagkindern im Seetal wird sicherlich auch ein Glücksstern geleuchtet haben.

\*

Und nun, mein lieber Leser, erschrick nicht über Köbelis Seminarbericht! 's ist kein Gedicht. Nein, Tatsachen, die aufhorchen machen. Tücke unter der Perücke! Die Jugend muss sich austoben. Nur im Reich der Töne wurde etwas idealisiert; das liegt in der Natur der Sache.